

DIE FACKEL

Nr. 279—80

13. MAI 1909

XI. JAHR

Tagebuch.

Von *Karl Kraus*.

Als man dieser schnarchenden Gegenwart zurief, daß einer zehn Jahre nicht geschlafen habe, legte sie sich auf's andere Ohr.

*

Ich strebe inbrünstig nach jener seelischen Kondition, in der ich, frei von aller Verantwortung, die Dummheit der Welt als Schicksal empfinden werde.

*

Ich hoffe, daß der geistige Nährstoff der Verzweiflung noch für ein elftes Jahr' reicht.

*

Ich glaube nicht, daß irgendwann in der Welt eine Fülle schändlicher Taten so viel sittliche Entrüstung ausgelöst hat wie in der Stadt, in der ich lebe, die Unverkäuflichkeit meines Denkens. Ich sah, wie Menschen, denen ich nie etwas zuleide getan hatte, bei meinem Anblick zerplatzten und sich in die Atome der Weltbanalität auflösten. Das Weib eines Redakteurs bestieg auf einem Bahnhof ein Separatcoupé erster Klasse, sah mich und starb mit einem Fluch auf der Lippe. Und dies, weil ich keine Freikarten auf Bahnen nehme, was doch wahrscheinlich mein geringstes Verdienst ist. Leute, denen das Blut träger fließt, spucken aus, wenn sie meiner ansichtig werden, und gehen ihrer Wege. Sie alle sind Märtyrer; sie stehen für die allgemeine Sache, sie wissen, daß mein Angriff nicht ihrer Person gilt, sondern ihrer aller Gesamtheit. Es ist der erste Fall, daß diese lahme Gesellschaft, die ihre Knochensplitter in der Binde trägt, sich zu einer Geste aufrafft. Seit Jahrhunderten wurde nicht gespien, wenn ein Schriftsteller vorbeiging. Die Humanität läuft in Messina zusammen, die Dummheit fühlt sich vor der 'Fackel' solidarisch. Es gibt keine Klassengegensätze, der nationale Hader schweigt, und der Verein zur Abwehr des Antisemitismus kann beim Sprechen die Hände in den Schoß legen. Ich sitze im Wirtshaus: rechts ein Stammtisch von schlecht angezogenen Leuten, die in der Nase bohren, also offenbar deutschvolkliche Abgeordnete sind; links wilde Männer mit schwarzen Umhängebärten, die so aussehen, als ob der Glaube an den Ritualmord doch eine Spur von Berechtigung hätte, die aber bestimmt bloß Sozialpolitiker sind und nur nach Schächterart das Messer durch den Mund ziehen. Zwei Welten, zwischen denen es scheinbar keine Verständigung gibt. Wotan und Jehovah werfen einander feindliche Blicke zu, — aber die Strahlen ihres Hasses treffen sich in meiner Wenigkeit. Daß eine österreichische Regierung noch nicht auf die Idee verfallen ist, mich als ihr Programm zu reklamieren, läßt sich nur aus der prinzipiellen Ratlosigkeit der österreichischen Regierungen erklären.

*

Geselligkeit. Was mich zum Fluch der Gesellschaft macht, an deren Raine ich lebe, ist die Plötzlichkeit, mit der sich Renommeen, Charaktere, Gehirne vor mir enthüllen, ohne daß ich sie entlarven muß. Jahrelang trägt einer an seiner Bedeutung, bis ich ihn in einem unvorhergesehenen Augenblick entlaste. Ich lasse mich täuschen, solange ich will. Menschen zu »durchschauen« ist nicht meine Sache, und ich stelle mich gar nicht darauf ein. Aber eines Tages greift sich ein Schwachkopf an die Stirn, weiß, wer er ist, und haßt mich. Die Schwäche flieht vor mir und sagt, ich sei unbeständig. Ich lasse die Gemütlichkeit gewähren, weil sie mir nicht schaden kann; einmal, wenns um ein ja oder nein geht, wird sie von selbst kaputt. Ich brauche nur irgendwann recht zu haben, etwas zu tun, was nach Charakter riecht, oder mich sonstwie verdächtig zu machen, und automatisch offenbart sich die Gesinnung. Wenn es wahr ist, daß schlechte Beispiele gute Sitten verderben, so gilt das in noch viel höherem Maße von den guten Beispielen. Jeder, der die Kraft hat, Beispiel zu sein, bringt seine Umgebung aus der Form, und die guten Sitten, die den Lebensinhalt der schlechten Gesellschaft bilden, sind immer in Gefahr, verdorben zu werden. Die Ledernheit läßt sich mein Temperament gefallen, solange es in akademischen Grenzen bleibt; bewähre ich es aber an einer Tat, so wird sie scheu und geht mir durch. Ich halte es viel länger mit der Langweile aus, als sie mit mir. Man sagt, ich sei unduldsam. Das Gegenteil ist der Fall. Ich kann mit den ödesten Leuten verkehren, ohne daß ich es spüre. Ich bin so sehr in jedem Augenblick mit mir selbst beschäftigt, daß mir kein Gespräch etwas anhaben kann. Die Geselligkeit ist für die meisten ein Vollbad, in dem sie mit dem Kopf untertauchen; nur benetzt sie kaum den Fuß. Keine Anekdote, keine Reiseerinnerung, keine Gabe aus dem Schatzkästlein des Wissens, kurz, was die Leute so als den Inbegriff der Unterhaltung verstehen, vermöchte mich in meiner inneren Tätigkeit aufzuhalten. Schöpferische Kraft hat der Impotenz noch allezeit mehr Unbehagen bereitet, als diese ihr. Daraus erklärt sich, daß meine Gesellschaft so vielen Leuten unerträglich wird, und daß sie nur aus einer übel angebrachten Höflichkeit an meiner Seite ausharren. Es wäre mir ein leichtes, solchen, die immerfort angeregt werden müssen, um sich zu unterhalten, entgegenzukommen. So ungebildet ich bin und so wahr ich von Astronomie, Kontrapunkt und Buddhismus weniger verstehe als ein neugeborenes Kind, so wäre ich doch wohl imstande, durch geschickt eingeworfene Fragen ein Interesse zu heucheln und eine oberflächliche Kenner-schaft zu bewähren, die den Polyhistor mehr freut als ein Fachwissen, das ihn beschämen könnte. Aber ich, der in seinem ganzen Leben Bedürfnissen, die er nicht als geistfördernd erkennt, noch keinen Schritt entgegengetan hat, erweise mich in solchen Situationen als vollendeten Flegel. Und nicht etwa als Flegel, der gähnt — das wäre menschlich —, nein, als Flegel, der denkt! Dabei verschmähe ich es, von meinen eigenen Gaben dem Darbenden mitzuteilen, der vor seinen Lesefrüchten Tantalusqualen leidet und in den ägyptischen Kornkammern des Wissens verhungern muß. Hartherzig bis zur Versteinierung, mache ich sogar schlechtere Witze als mir einfallen, und verrate nichts von dem, was ich nur so zwischen zwei Kaffeeschlucken in mein Notizbuch schreibe. Einmal, in einem unbewachten Moment, wenn mir gerade nichts einfallen wird und Gefahr besteht, daß die Geselligkeit in mein Gehirn dringt, werde ich mich erschießen.

*

Die geistige Anregung des Kindes besorgt die Amme mit ihrem »guck, guck — da, da«. Erwachsenen zeigt man etwas aus Kunst und Wissenschaft, damit sie nicht schreien. Kinder singt man mit »Weißt du, wieviel Sterne stehen« in den Schlaf. Erwachsene beruhigen sich erst, wenn sie auch die Na-

men wissen und die Entfernung der Kassiopeia von der Erde, sowie daß diese nach der Gemahlin des äthiopischen Königs Kepheus und der Mutter der Andromeda benannt, ist.

*

Es gehört zum guten Ton, über eine schlechte Tat nicht zu sprechen. Wenn ein Lump dir die Absicht anvertraut, deinen Freund zu verraten, so ist Diskretion Ehrensache.

*

Ein Zündhölzchen, das ich angezündet hatte, gab einen großen Schein. Aber dann trat ichs aus, »und wir saßen im Dunkeln«.

*

Es gibt Menschen, die es zeitlebens einem Bettler nachtragen, daß sie ihm nichts gegeben haben.

*

Man sollte die Wohltätigkeit aus Weltanschauung bekämpfen, nicht aus Geiz.

*

Die Schwäche, die den ohnmächtigen Drang zur Schlechtigkeit hat, traut mir diese ohne weiteres zu. Sie würde es nicht begreifen, wie man mit solchen Mitteln so wenig Ehrgeiz verbinden kann. Ich kannte einen betriebsamen Jungen, der durch Verrat an mir vorwärts kommen wollte. Er verriet mich aber schlecht und kompromittierte sich dabei so sehr, daß ich ihm beim besten Willen nicht mehr helfen konnte. Ich hätte ihn vielleicht in die 'Neue Freie Presse' gebracht.

*

Von einer Fackel fällt hin und wieder etwas ab. Ein Klümpchen Pech.

*

Ich betrachte es als mein unveräußerliches Recht, das kleinste Schmutzstäubchen, das mich berührt, in die Kunstform zu fassen, die mir beliebt. Dieses Recht ist ein dürftiges Äquivalent gegenüber dem Recht des Lesers, nicht zu lesen, was ihn nicht interessiert.

*

Ich habe noch nie eine Person um ihretwillen angegriffen, selbst dann nicht, wenn sie mit Namen genannt war. Wäre ich ein Journalist, so würde ich meinen Stolz darein setzen, einen König zu tadeln. Da ich aber dem Gewimmel der Kärrner zu Leib gehe, so ist es Größenwahn, wenn sich ein Einzelner getroffen fühlt. Nenne ich einen, so geschieht es nur, weil der Name die plastische Wirkung der Satire erhöht. Meine Opfer sollten nach zehn Jahren künstlerischer Arbeit so weit geschult sein, daß sie das einsehen und das Lamentieren endlich aufgeben.

*

Das Verlangen, daß ein Satz zweimal gelesen werde, weil erst dann Sinn und Schönheit aufgehen, gilt für anmaßend oder hirnverbrannt. So weit hat der Journalismus das Publikum gebracht. Es kann sich unter der Kunst des Wortes nichts anderes vorstellen, als die Fähigkeit, eine Meinung deutlich zu machen. Man schreibt »über« etwas. Die Anstreicher haben den Geschmack an der Malerei noch nicht so gründlich korrumpiert wie die Journalisten den Geschmack am Schrifttum. Oder der Snobismus hilft hier und bewahrt das Publikum davor, zuzugeben, daß es auch am Gemälde nur den Vorgang erfasse. Jeder Börsengalopin weiß heute, daß er anstandshalber zwei Minuten vor einem Bilde stehen bleiben muß. In Wahrheit ist er auch damit zufrieden, daß über etwas gemalt wird. Die Heuchelei, mit der die Blinden von der Farbe re-

den, ist schlimm. Aber schlimmer ist die Keckheit, mit der die Tauben die Sprache als Instrument des Lärms reklamieren.

*

Wie komme ich dazu, der Kollege von Leuten zu sein, die ohne inneren Beruf über Probleme des Sexuallebens schreiben? Viel lieber nenne ich den meinen Kollegen, der das schöpferische Geheimnis der Kakaofabrikation erlebt!

*

Vielwiser dürften in dem Glauben leben, daß es bei der Tischlerarbeit auf die Gewinnung von Hobelspänen ankommt.

*

Stil. Man kann nicht leugnen, daß dem Schriftsteller Bildung zustatten kommt. Wie schöne Gleichnisse lassen sich nicht gestalten, wenn man die Termini der verschiedenen Wissensgebiete bei der Hand hat! Es kommt also darauf an, sich dieses Material zu beschaffen. Wahrlich, man braucht es fast so notwendig wie Papier und Tinte. Aber haben Papier und Tinte einen schöpferischen Anteil am Werk? Bin ich kein Schriftsteller, wenn ich nicht die Vergleichswelten selbst bereist habe? Bin ich nicht imstande, den Gedanken durch Beziehung auf einen chemischen Vorgang zu erhellen, weil ich diese Beziehung bloß ahne und nur der Fachausdruck fehlt? Ich frage einen Gelehrten oder ich frage ein Buch. Aber in solchem Falle leistet auch das Fremdwörterbuch alle Dienste. Eine Kennerschaft, die ich mir aus einem Fachwerk holte, würde die künstlerische Fügung sprengen und dem Schein der Erudition den Vorrang lassen. Es wäre die hochstaplerische Erschleichung eines Markels. Die Nahrung des Witzes ist eine landläufige Ration von Kenntnissen. Es darf ihm nicht mehr vorgesetzt werden, als er verdauen kann, und unmäßiges Wissen bringt die Kunst von Kräften. Sie setzt Fett an. Nun gibt es Literaten, denen es eben darauf ankommt. Ihnen ist die Bildung nicht Material, sondern Selbstzweck. Sie wollen beweisen, daß sie auch Chemiker sind, wenngleich sie es nicht sind; denn Schriftsteller sind sie bestimmt nicht. Das Material kann man sich beschaffen wie man will, ohne der geistigen Ehrlichkeit etwas zu vergeben; die schöpferische Arbeit besteht in seiner Verwendung, in der Verknüpfung der Sphären, in der Ahnung des Zusammenhanges. Wer schreibt, um Bildung zu zeigen, muß Gedächtnis haben; dann ist er bloß ein Esel. Wenn er die Fachwissenschaft oder den Zettelkasten benützt, ist er auch ein Schwindler. Ich kenne einen Publizisten, der sich lieber die fünf Schreibefinger abhacken ließe, ehe er in einem politischen Leitartikel, der jene dürrste Tatsächlichkeit der Welt behandelt, die der Welt leider unentbehrlich ist, das Wort »Balkanwirren« gebrauchte. Er muß »Hämuskomödie« sagen. Und solche Geistesschweinerei findet im heutigen Deutschland Anklang! Eine typische Figur der Lokalchronik ist jener »Unhold«, der vor Schulen den herausstömenden Mädchen Dinge zeigt, die sie in diesem Alter noch nicht sehen sollen. Was bedeutet aber seine Schädlichkeit gegenüber einem Treiben, mit dem die Schulweisheit vor dem Leben exhibitioniert? Die unerhörte Zumutung, uns bei Besprechung der verworrensten Balkanfragen auch noch in die klassische Geographie verwickeln zu lassen, empfinden heute die wenigsten als Plage. Wäre es selbst kein Defekt, mit dem hier geprotzt wird, wäre der Anblick der Elephantiasis eines Gedächtnisses nicht abscheuerregend, so bliebe der Zustand noch immer als jene ästhetisierende Sucht beklagenswert, die der Fluch unserer Tage ist. Denn die Erörterung von Balkanwirren ist eine Angelegenheit des täglichen Hausbrauches und hat mit der Kunst, also auch mit der Literatur als der Kunst des Wortes, nicht das geringste zu schaffen. Der Verschweinung des praktischen Lebens durch das Ornament, wie sie Adolf

Loos nachgewiesen hat, entspricht jene Durchsetzung des Journalismus mit Geistelementen, die zu einer katastrophalen Verwirrung führt. Die Phrase ist das Ornament des Geistes. Anstatt nun die Presse geistig trockenzulegen und die Säfte wieder der Literatur zuzuführen, aus der sie »gepresst«, der sie erpreßt wurden, steuert die demokratische Welt auf eine Renovierung des geistigen Zierrats hin. Die Phrase wird nicht abgeschafft, sondern in den Wiener Werkstätten des Geistes modernisiert. Feuilleton, Stimmungsbericht, Schmucknotiz — dem Pöbel bringt die Devise »Schmücke dein Heim!« auch die geistigen Schnörkel ins Haus. Ein halbes Jahrhundert lebten sie von Heine, aber dieser Zauberer, der der Talentlosigkeit zum Talent verhalf, steht nicht zu hoch über der Entwicklung, die er verschuldet hat. Jetzt münzen sie Peter Altenberg in Zeilenhonorar um, ohne daß er etwas davon hat. Ein Ornamentiker auf eigene Faust lebt in Berlin; wenn er seinen Namen nennen soll, sagt er schlicht: »Der im Grunewald«. Geboren ist er nicht im Mai, sondern »unterm Weidemoond«. Sein Kampf gilt nicht dem Kaiser, sondern einem »Zollernsproß«. Der nicht in Korfu manchmal weilt, sondern in Korypho. Als Politiker ist unser Mann kein Chamäleon, sondern er gleicht dem »Tier mit den zwei Pigmentschichten unter der Chagrinhaut«. Er enthüllt nicht das homosexuelle Vorleben seiner Gegner, sondern er »spreitet die Spinatgartenschande aus«; aber seine Gegner haben es sich selbst zuzuschreiben, denn sie haben zwar nicht den Verdacht päderastischen Umgangs erregt, aber der »Ruch der Männerminne haftet an ihnen«. Sein Rechtsanwalt, der einfach Bernstein heißt, kehrt nach dem Prozeß nicht nach München zurück, sondern »der Antaios ringt wieder auf heimischem Boden«. Sonst ist aus dem Leben unseres Künstlers noch zu erzählen daß er Karlsruhe nicht kennt, wohl aber die »Fächerstraßenstadt«; das Schauspiel »Frühlingserwachen« noch nicht gelesen hat, aber den »Lenzmimus«, dessen Inhalt »das Männern der Knaben, das Böckeln der Mädchen« ist; Sherlock Holmes nicht auf der Bühne gesehen hat, aber den »Rampendoyle« kennt; Hurenwohnungen meidet, aber ein »Tarifeden« empfiehlt; von der Existenz Shakespeares nichts weiß, aber den »braven Bill« zitiert; die Sitte des Interviews mißbilligt, aber »der Interview« das Wort spricht; und zu guter letzt die Balkanwirren ignoriert und dafür die »Hämuskomödie« beachtet. Soeben hören wir seinen Ausruf: »Freut euch und strahlt die Miauzer!« Welche Sprache ist das? Er will sagen, Matkowsky, der letzte Löwe sei tot, die anderen seien bloß Katzen. »Streichelt eure Katzen!« dem Publikum zuzurufen, dazu langt das Temperament nicht; darum muß das Ornament helfen. »Strahlt die Miauzer!« Es könnte als Schlagwort bleiben. Ein stilistischer Miauzer preist die Löwenkraft, ein Artist literarischer Mätzchen beschreibt die Urgewalt des größten Tragöden, ein publizistischer Kainz beklagt den Tod Matkowskys. Nun, sein eigentlicher Beruf ist ein sozialer: er will die Reichsfassade reinfegen. Aber sein Arbeitskittel ist ein wallendes Gewand, das ein Van de Velde entworfen hat, der Besen ist von Olbrich und die Hände tragen Schmuck von Lalique. Da geht denn die Arbeit nur schwer vonstatten, und sie gleicht eigentlich auch mehr jenem langwierigen Gastmahl des Trimalchio, in dessen Beschreibung es heißt: »Nun folgte ein Gang, welcher unserer Erwartung nicht entsprach; doch zog er durch seine Neuheit aller Augen auf sich«. Da gab es »einen runden Aufsatz, in welchem die zwölf himmlischen Zeichen in einem Kreis geordnet waren, auf deren jedes der Künstler eine Speise gelegt hatte, die ihm zukam«. Da gab es »einen Mischmasch von einem Spanferkel und anderem Fleische, und einen Hasen mit Flügeln, damit er dem Pegasus gleiche«. Und »in den Ecken des Aufsatzes vier Faune, aus deren Schläuchen Brühe, welche aus den Eingeweiden verschiedener Fische wohl zubereitet war, auf die Fische herunterfloß, die in einem Mee-

resstrudel schwammen«. Dazu erscholl eine Symphonie, und in der Mitte der Tafel stand ein gebackener Priap, der mit allerlei Arten von Obst und Trauben verziert war. Die Kuchen gossen einen balsamischen Duft aus und die Gäste »glaubten, daß etwas Heiliges darunter verborgen sei«, erhoben sich »und wünschten Glück dem erhabenen Vater des Vaterlandes«. Stimmt alles. Von dem Koch aber hieß es, er sei der kostbarste Kerl von der Welt. »Wenn ihr es verlangt, so macht er aus einem Saumagen einen Fisch, aus Speck einen Baum, aus dem Schinken eine Turteltaube, aus den Eingeweiden eine Henne«. Heiliger Petronius — so arbeiten die Ornamentiker aller Zeiten und aller Gebiete! Und wir haben heute in Deutschland eine geistige Küche, von deren Erzeugnissen das Auge satt wird. Ein Bildungskünstler preßt die Leckerbissen von zehn Welten in eine Wurst ... Nun muß gesagt sein, daß diese Art, das Leben zu umschreiben oder um das Leben herumzuschreiben, immerhin einer Anschauung dienen könnte. Diese Umständlichkeit wäre Verkürzung oder die Verkürzung wäre sinnvoll, wenn die für die Dinge gesetzten Chiffren zugleich den Inhalt brächten, der von den Dingen ausgesagt werden soll, oder die Beziehung, in welche die Dinge gestellt werden sollen. Es ist also erträglich zu lesen, daß einem Schauspieler die Darstellung des »Junkers von Corioli« oder von »Kleopatras müdem Freund« gelungen sei. Das Ornament ist hier ein Mittel, nicht ein Zweck. Aber dann ist es eben eine Krücke, die vorwärts bringt, und die Plastik, die der Autor erreicht, bleibt doch immer die Plastik einer Geschwulst. Die gehobene Sprache hebt den Sinn, den das Temperament zu heben nicht imstande war. Die Schönheit geht freilich flöten, wenn das Pathos sich zu einer Telegrammadresse wie »Rampendoyle« oder »Tarifeden« zusammenballt oder in einer ausführlicheren Geheimschrift verästelt, deren Dechiffrierung den Leser zwar reizt, aber nicht befriedigt. Niemand wird dem Autor die Lückenlosigkeit seiner Technik bestreiten und die Fleckenlosigkeit seines Materials. Aber den durchaus artifiziellen Charakter dieser Gestaltung enthüllt er selbst, wenn er die Feder hinlegt, um den Mund aufzumachen. Kostüm und Schmuck sind abgetan, die Hieratik ist zum Teufel, und fern aller Weitwendigkeit spricht ein Agitator, der alle Pffiffe des Metiers kennt, wie dem zuhörenden Pack der Schnabel gewachsen ist. Der eben noch an der sprachlichen Beulenpest darniederlag, steht gesund vor uns, freut sich und — streichelt die Katzen. Der kostbarste Kerl von der Welt; am andern Tag macht er wieder aus einem Saumagen einen Fisch und preßt die Leckerbissen von zehn Welten in eine Wurst ... Ach, meinem Stil wird zum Vorwurf gemacht, daß sich hart im Raume die Gedanken stoßen, während die Sachen doch so leicht beieinander wohnen. Und wer von mir Aufschluß über die Sachen erwartet, hat sicherlich recht, aus dem Gedankenpferch zu fliehen. Verweilt er aber, um ihn zu besehen, so wird er eine Architektonik gewahren, in der um keine Linie zu viel, um keinen Stein zu wenig ist. Man muß nachdenken; das ist eine harte Forderung, meist unerfüllbar. Aber die Forderung, die der Berliner Bildungsornamentiker stellt, ist bloß lächerlich: man muß Spezialist in allen Fächern sein oder zum Verständnis eines Satzes zehn Bände eines Konversationslexikons wälzen. Der eine schlägt auf den Fels der nüchternsten Prosa und Gedanken brechen hervor. Der andere schwelgt im Ziergarten seiner Lesefrüchte und in der üppigen Vegetation seiner Tropen. Hätte ich mein Leben damit verbracht, mir die Bildung anzueignen, die jener zu haben vorgibt, ich wüßte vor lauter Hilfsquellen nicht, wie ich mir helfen soll. Ein Kopf, ein Schreibzeug und ein Fremdwörterbuch — wer mehr braucht, hat den Kopf nicht nötig!

*

Varieté. Der Humor der Knockabouts ist heute der einzige Humor von Weltanschauung. Weil er tieferen Grund hat, scheint er grundlos zu sein wie

die Aktion, die er bietet. Grundlos ist das Lachen, das er in unserer Region auslöst. Wenn ein Mensch plötzlich auf allen Vieren liegt, so ist es eine primitive Kontrastwirkung, der sich schlichte Gemüter nicht entziehen können. Ein feineres Verständnis setzt schon die Darstellung eines Zeremonienmeisters voraus, der auf dem Parkett hinplumpst. Es wäre die ad—absurdum—Führung der Würde, der Umständlichkeit, des dekorativen Lebens. Diesen Humor zu verstehen, bietet die mitteleuropäische Kultur alle Voraussetzung. Der Humor der Clowns hat hier keine Wurzel. Wenn sie einander auf den Bauch springen, so kann bloß die Komik der veränderten Lage, des unvorhergesehenen Malheurs verfangen. Aber der amerikanische Humor ist die ad—absurdum—Führung eines Lebens, in dem der Mensch Maschine geworden ist. Der Verkehr spielt sich ohne Hindernisse ab; darum ist es plausibel, daß einer zum Fenster hereingeflogen kommt und zur Tür wieder hinausgeworfen wird, die er gleich mitnimmt. Das Leben ist eben ungemein vereinfacht. Da der Komfort das oberste Prinzip ist, so versteht es sich von selbst, daß man Bier haben kann, wenn man einen Menschen anzapft und ein Gefäß unter die Öffnung hält. Die Leute schlagen einander mit der Hacke auf den Schädel und fragen zartfühlend: Haben Sie das bemerkt? Es ist ein unaufhörliches Gemetzel der Maschinen, bei dem kein Blut fließt. Das Leben hat eitlen Humor, der über Leichen geht, ohne wehzutun. Warum diese Gewalttätigkeit? Sie ist bloß eine Kraftprobe auf die Bequemlichkeit. Man drückt auf einen Knopf, und ein Hausknecht stirbt. Was lästig ist, wird aus dem Weg geräumt. Balken biegen sich auf Wunsch, alles geht flott vonstatten, müßig ist keiner. Nur ein Papierschnitzel will auf einmal nicht parieren. Es bleibt nicht liegen, wenn man es der Bequemlichkeit halber hingeworfen hat, es geht immer wieder in die Höhe. Das ist ärgerlich, und man sieht sich gezwungen, es mit dem Hammer zu bearbeiten. Noch immer zuckt es. Man will es erschießen. Man sprengt es mit Dynamit. Ein unerhörter Apparat wird aufgeboten, um es zu beruhigen. Das Leben ist furchtbar kompliziert geworden. Schließlich geht alles drunter und drüber, weil irgend ein Ding in der Natur sich dem System nicht fügen wollte ... Vielleicht ein Fetzen Sentimentalität, den ein Defraudant aus Europa herübergebracht hatte.

*

Mit Unlust sieht man zwischen den Produktionen der Knockabouts den Humor einer neuwienerischen Operette sich breitmachen. Da wird wieder einmal die Langweiligkeit der englischen Nation entlarvt. Den reisenden Engländer läßt die kulturelle Überlegenheit unseres schieberischen Temperaments noch immer nicht ungeschoren. Mit einem »au jes« ist der Fall erledigt. Auch diese Auffassung hat ihren tieferen Grund. »Gehns, seins net fad!« sagt nämlich der Wiener zu jedem, der sich in seiner Gesellschaft langweilt. Der reisende Engländer sieht so aus: er langweilt sich und verleugnet auch in Wien seine guten Manieren nicht.

*

Eitelkeit. Eine der verblüffendsten Entdeckungen, die uns das neue Jahrhundert gebracht hat, ist zweifellos die, daß ich in der 'Fackel' öfter von mir selbst spreche, und sie wird mir mit einer der tiefsten Erkenntnisse unter die Nase gehalten, die die Weisheit kontemplativer Seelen je geschöpft hat, daß nämlich der Mensch bescheiden sein müsse. Manche wollen sogar herausgefunden haben, daß ich den Essay von Robert Sch. über zehn Jahre 'Fackel' »in meinem eigenen Blatte« veröffentlicht habe. Das habe ich allerdings bis zum Augenblick des Erscheinens nicht bedacht und ich muß nun, überdies von der Korrektheit darauf aufmerksam gemacht, zugeben, daß es wahr ist. Die Entdeckung der Eitelkeit hat zwar noch nie ein Schriftsteller seinem Le-

ser leichter gemacht als ich. Denn wenn dieser es selbst nicht merkte, daß ich eitel bin, so erfuhr er es doch aus meinen wiederholten Geständnissen der Eitelkeit und aus der rückhaltlosen Glorifizierung, die ich diesem Laster zuteil werden ließ. Die lächelnde Informiertheit, die eine Achillesferse entdeckt, wird also an einer Bewußtheit zuschanden, die sie schon vorher freiwillig entblößt hat. Aber ich kapituliere. Wenn der banalste Einwand gegen mich auch zum zehnten Jahr meiner Unbelehrbarkeit erhoben wird, dann hilft keine Replik. Ich kann pergamentenen Herzen nicht das Gefühl für die Notwehr, in der ich lebe, einflößen, für das Sonderrecht einer neuen publizistischen Form und für die Übereinstimmung dieses scheinbaren Eigeninteresses mit den allgemeinen Zielen meines Wirkens. Sie können es nicht verstehen, daß, wer mit einer Sache verschmolzen ist, immer zur Sache spricht und am meisten, wenn er von sich spricht. Sie können es nicht verstehen, daß, was sie Eitelkeit nennen, jene nie beruhigte Bescheidenheit ist, die sich am eigenen Maße prüft und das Maß an sich, jener demütige Wille zur Steigerung, der sich dem unerbittlichsten Urteil unterwirft, das stets sein eigenes ist. Eitel im üblen Sinn wäre eine Frau, die nie in den Spiegel schaut. Bespiegelung ist der Schönheit so unerläßlich wie dem Geist. Die Welt hat aber nur eine psychologische Norm für zwei Geschlechter und verwechselt die Eitelkeit eines Kopfes, die sich im künstlerischen Schaffen erregt und befriedigt, mit der geckischen Sorgfalt, die an einer Frisur arbeitet. Aber ist jene im gesellschaftlichen Verkehr nicht stumm? Sie kann dem Nebenmenschen unmöglich so auf die Nerven fallen wie die Bescheidenheit der reproduzierenden Geister, solcher, deren Gedächtnis die Aussprüche berühmter Zeitgenossen aufbewahrt und auch jener Altvordern seit Plinius dem Älteren, die ein gutes Gedächtnis immerdar zu persönlichen Bekannten macht.

*

Meine Feinde sind seit zehn Jahren auf der Motivensuche. Entweder handle ich so, weil ich das Butterbrot nicht bekam, oder wiewohl ich es bekommen habe. Daß ein Butterbrot mitspielt, darüber herrscht kein Zweifel; nur bleibt zwischen Rachsucht und Undankbarkeit die Wahl. Daß eine Tat nicht aus beiden Motiven zugleich entspringen kann, bereitet meinen Feinden eine große Unbequemlichkeit. Aber wie gern gebe ich beide auf einmal zu, wenn ich damit nur der niederschmetternden Frage entrinne, die das Wohlwollen an mich richtet: »Sagen Sie mir, ich bitt' Sie, was haben Sie gegen den Benedikt?«

*

Ich kann mir denken, daß eine häßliche Frau, die in den Spiegel schaut, der Überzeugung ist, das Spiegelbild sei häßlich, nicht sie selbst. So sieht die Gesellschaft ihre Gemeinheit in einem Spiegel und glaubt aus Dummheit, daß ich der gemeine Kerl bin.



Nachts

Von *Anton Tschechow*
Erste Übersetzung von PAUL BARCHAN

Nur noch die trüben Lichter des eben verlassenen Hafens, nur der pechschwarze Himmel waren noch sichtbar. Es blies ein kalter, feuchter Wind. Er schlug uns ins Gesicht und drang durch die Kleider. Wir erwarteten einen Regen und mußten uns wundern, wo er nur bleiben mochte. Wir fühlten über uns die schwarzen Wolken, fühlten deren Bestreben, ihr ganzes Wasser auf uns zu entladen, und uns war schwül trotz des Windes und der Kälte. Unser Dampfschiff schaukelte.

Wir Matrosen waren in unserer Kajüte versammelt und losten. Unter dem Heulen des Windes und dem Klappern der Maschine erscholl das laute, trunkene Lachen unserer Brüderschaft.

Ein leises Beben durchrieselte mich vom Scheitel bis zur Sohle, gleichsam als wäre in meinem Hinterhaupte ein Loch, aus dem sich feiner kalter Schrot den nackten Körper hinunter ergoß. Ich zitterte vor Kälte, aber auch aus anderen Gründen, von denen ich hier erzählen will.

Der Mensch ist überhaupt gemein, und der Matrose ist, offen gestanden, noch gemeiner als der Mensch, gemeiner als das gemeinste Tier, das doch schließlich die Rechtfertigung hat, daß es nur seinem Instinkte gehorcht.

Vielleicht übertreibe ich. Doch scheint es mir, der Matrose hat mehr Grund, sich zu hassen, auf sich zu schimpfen, als das Tier. Der Mensch, der jeden Augenblick vom Mast stürzen, der auf immer und ewig hinter einer hohen Welle verschwinden kann, der nur dann Gott kennt, wenn er ertrinkt oder wenn er kopfüber hinunterstürzt, solch einer vermißt nichts, noch bedauert er etwas, was er auf dem Festlande zurückgelassen. Wir trinken Branntwein, da wir nicht wissen, warum wir nüchtern sein sollen, führen ein liederliches Leben, da wir nicht wissen, was uns auf dem Meere die Tugend nützen sollte.

Nun, ich will fortfahren.

Wir losten untereinander. Unser aller, die wir gerade keinen Dienst hatten, waren sechzehn. Von diesen aber konnte nur zweien das Glück zuteil werden, solch ein seltenes Schauspiel zu genießen.

Die Kajüte »für Neuvermählte« nämlich, die unser Schiff besaß, hatte für diese Nacht Passagiere ... Und die Wände dieser Kajüte hatten nur zwei Spalten, über die wir verfügen konnten. Die eine hatte ich selbst mit einer dünnen Feile ausgefeilt, nachdem ich die Wand mit einem Pfropfenzieher durchbohrt, die andere hatte einer meiner Kameraden mit einem Messer geschnitten, und wir beide hatten daran eine Woche zu arbeiten.

»Die eine bekommst du!«

»Wer?«

Man wies auf mich.

»Und die andere?«

»Dein Vater!«

Mein Vater, ein alter buckliger Matrose, mit einem Gesicht, das aussah wie ein gebackener Apfel, trat an mich heran und klopfte mich auf die Schulter.

»Was, Bengel, heute sind wir beide die Glückspilze,« sprach er zu mir. »Hörst du, Bengel? Du und ich gleichzeitig! Das laß ich mir gefallen!«

Er fragte mich ungeduldig nach der Uhr. Es war erst elf.

Es begann stark zu regnen. Ich ging aufs Deck und begann aufs Meer hinauszublicken. Es war dunkel. Aber in meinen Augen mag sich all das widergespiegelt haben, was auf dem Grunde meiner Seele vorging: auf dem schwarzen Hintergrunde der Nacht nahm ich Bilder wahr und erblickte das, was ich in meinem Leben so sehr entbehrt, in meinem jungen, verfehlten Leben.

Gegen zwölf Uhr ging ich vor der gemeinsamen Kajüte auf und ab und blickte durch die Türe. Der Neuvermählte, ein junger Pastor mit einem schönen blonden Kopfe, saß am Tische und hielt das Evangelium in der Hand. Er erklärte etwas einer hageren Engländerin. Die Neuvermählte aber, jung, schlank, bildschön, saß neben ihrem Manne und wandte kein Auge von dem blonden Kopfe ihres Mannes. Wie soll ich ihr Gesicht beschreiben! Es erschien mir überirdisch. In der Kajüte ging der Bankier auf und ab, ein hoher, starker, alter Engländer mit einem roten, widerlichen Gesicht. Dies war der Mann der alten Dame, mit der der Neuvermählte sich unterhielt.

»Die Pastoren haben die Gewohnheit, sich stundenlang zu unterhalten«, dachte ich. »Das wird so bis zum Morgen kein Ende nehmen.«

Gegen eins kam mein Vater zu mir, zupfte mich am Ärmel und sagte:

»Na, endlich. Da sind sie herausgegangen.«

Ich wurde im Augenblick munter und trat an die bekannte Wand ...

Zwischen dieser Wand und der Schiffswand war ein Zwischenraum, voll mit Ruß, Wasser und Ratten. Bald hörte ich die schweren Schritte meines Vaters. Er stolperte über die Säcke und Kisten und schimpfte.

Ich tastete nach meiner Öffnung und zog daraus ein viereckiges Stück Holz, woran ich so lange gesägt hatte. Ich erblickte dünnen, durchscheinenden Musselin, durch den ein weiches Licht schimmerte. Und zusammen mit dem Lichte drang zu mir ein schwüler, sehr angenehmer Geruch. Das war wahrscheinlich der Duft aristokratischer Schlafgemächer. Um aber das Schlafzimmer zu überblicken, mußte man mit beiden Händen den Musselin zur Seite schieben, was ich auch sofort tat.

Ich erblickte Bronze, Samt, Spitzen und über alles ergoß sich das zarte Licht. Anderthalb Faden von meinem Gesichte stand das Bett.

»Laß mir deinen Platz!« sagte mein Vater, mich ungeduldig in die Seite puffend. »Bei dir sieht man besser. Du hast bessere Augen als ich. Und für dich ist es ganz egal, ob du aus der Höhe oder aus der Ferne zusiehst.«

»Still!« sagte ich, »mach keinen Lärm, man kann uns hören!«

Die junge Frau saß am Rande des Bettes und ließ ihre kleinen Füßchen auf das Tigerfell herabhängen. Sie blickte zur Erde. Vor ihr stand ihr Mann, der junge Pastor. Er sprach zu ihr. Was er aber gesprochen, das weiß ich nicht. Denn bei diesem Heulen des Windes und Lärm des Dampfers konnte man nichts hören. Er sprach mit Feuer, gestikulierend, mit blitzenden Augen. Sie hörte zu und schüttelte verneinend den Kopf.

»Die werden so bis zum Morgen reden. Hol sie die Pest!«, brummte mein Vater.

Ich drückte die Brust fester an die Wand, als fürchtete ich, das Herz könnte nur herausspringen. Mein Kopf brannte ...

Das junge Ehepaar sprach lange. Der Pastor kniete schließlich nieder und begann, sie mit ausgestreckten Armen anzuflehen. Sie schüttelte verneinend den Kopf. Da sprang er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. An dem Ausdruck seines Gesichtes, an der Bewegung der Hände erriet ich, daß er drohte.

Die junge Frau stand auf, ging langsam an die Wand, wo ich stand, und blieb gerade meiner Öffnung gegenüber stehen. Sie rang verzweifelt die Hände, und ich verschlang ihr Gesicht mit den Blicken. Ich las auf ihrem Gesichte —'wenn nur solch ein grober, steinerner Mensch imstande ist, auf Gesichtern zu lesen, auf solch schönen Gesichtern. Mir schien, daß sie leidet, mit sich kämpft, schwankt, aber gleichzeitig lag in ihren Augen Zorn. Ich begriff nichts.

Gegen fünf Minuten standen wir so. Angesicht gegen Angesicht. Darauf ging sie weg, blieb in der Mitte der Kajüte stehen und nickte dem Pastor mit dem Kopfe zum Zeichen ihrer Einwilligung. Dieser lächelte freudig, küßte ihr die Hand und eilte aus der Schlafkajüte.

Ich hörte neben mir ein Geräusch. Mein alter Vater hielt seinen Husten zurück. Die junge Frau begann sich hastig zu entkleiden.

Nach drei Minuten öffnete sich die Tür, und in die Kajüte trat der Pastor, und hinter ihm der hohe, dicke Engländer, von dem ich oben erzählt. Der Engländer trat ans Bett und schien der schönen Frau eine Frage zu stellen. Diese, ganz blaß vor Scham, nickte bejahend mit dem Kopfe. Der englische Bankier nahm aus der Brusttasche ein Paket mit Banknoten und reichte es dem Pastor. Dieser zählte nach und entfernte sich mit einem Gruße. Der alte Engländer schloß hinter ihm die Tür. .

Ich sprang von der Wand zurück, als hätte mich eine Schlange gebissen. Eine Angst überfiel mich. Mir war, als hätte der Sturm unser Schiff in Stücke zerrissen, als gingen wir zugrunde.

Mein Vater, dieser Trunkenbold, dieser Lüstling, ergriff meinen Arm und sagte:

»Kommen wir von hier weg! Du darfst das nicht sehn, bist noch zu jung ... «

Er hielt sich kaum auf den Füßen. Ich trug ihn die steife holprige Treppe hinauf, nach oben, wo sich schon ein wirklicher Herbststurm erhob ...



Sprüche und Widersprüche

Über dieses Werk schreibt die Königsberger '*Hartung'sche Zeitung*':

Ein 260 Seiten starker Band Aphorismen ist keine gewöhnliche Erscheinung, dieser hier ist eine ganz außergewöhnliche. Es ist ein fanatisches und weises, ein pathetisches und graziöses Buch. Eine Denkkraft tobt sich aus, die vor nichts Halt macht, keine Hemmungen kennt und nur ein Gesetz: das heiliggehaltene der Sprachkunst. Dieser unbeherrschte Losgeher wird zum ängstlichsten, zärtlichsten Zauderer, wenn's um seine Kunst geht. Ein Titan, der die Blöcke liebevoll meißelt, ehe er sie auf die Schädel seiner Feinde herabsausen läßt. Von seinem Reichtum gibt das dem Buche beigegebene Inhaltsverzeichnis nur einen schwachen Begriff. Eine ungeheure Konzentriertheit herrscht darin. Jeder dieser kleinen Sprüche könnte zum weitläufigen Essay ausgewalkt werden (was denn auch gelegentlich geschehen wird), weil eben jeder ein Ganzes, kein fataler Gedankensplitter, sondern ein Gedanke ist.

Kraus wird nie zum Sklaven seiner Witzigkeit; immer dient sein Witz dem Gedanken, macht diesen sinnfällig und vertieft ihn. Man muß darauf verzichten, in einer knappen Anzeige Kraus zu charakterisieren. Es soll auch auf Zitate aus diesen Sprüchen und Widersprüchen verzichtet werden, so lockend es wäre, mit einigen blendenden Paradoxen, ein paar kühnen Antithesen den Leser neugierig zu machen. Man täte damit der Persönlichkeit des Autors Unrecht, brächte ihn leicht in den Ruf, ein Widersprecher um jeden Preis zu sein. Das ist er nicht. Das »Epaté le Bourgeois¹« hat er immer verschmäht, nie dem Publikum die Konzession gemacht, es absichtlich zu ärgern. Er sagt manchmal ganz ungeniert Binsenwahrheiten, er darf's, es sind doch seine eigenen. Unter diesen Aphorismen sind welche, die Klerikale und Fortschrittliche, Ästhetiker und Zweckmenschen, Moralisten und Libertins verleiten könnten, den Autor für ihren Parteigänger zu halten. Kraus fürchtet keine Annäherung an eine noch so banale Meinung, denn zuletzt dient auch sie nur dazu, seiner Persönlichkeit das besondere Relief zu geben. Man darf auf das Schicksal dieses Buches neugierig sein. Wird es das seines Schöpfers teilen, der, seit zehn Jahren in Wien publizistisch tätig, dort heimlich bewundert und öffentlich totgeschwiegen, kunstvoll bestohlen und äußerst kunstlos beschimpft wird? Es ist gleichgültig, ob dieses kühne, ehrliche und leidenschaftliche Buch Lobsprescher oder Tadler finden wird. Man muß wünschen, daß es Leser finde; nicht dem Autor, sondern den Lesern zuliebe.

Die '*Nationalzeitung*' ('Post') in Berlin nebst zwei Auszügen aus dem Buch:

Es unterlag keinem Zweifel, daß die Kunst der Sentenz, des Aphorismus seit den Tagen ihrer großen, ihrer eigentlichen Schöpfer sozusagen rückständig geworden war und der Auffrischung bedurfte. Der Witz der Rochefoucauld, Vauvenargues, Chamfort war bereits von früheren Generationen aufgenommen, verbraucht worden. Die runden Münzen ihrer Weisheit erschienen nach so langer Zeit des Umlaufes manchem als ein wenig abgegriffen. Die Ereignisse warteten unleugbar auf den Regenerator, auf den Mann, der neuen Wein in die alten Schläuche gösse ... Das einzig Unkünstlerische an diesem Buche ist eine Eigenschaft des Verfassers: die »Fronde à tout prix²« die manchmal bis zu intellektueller Krafttuberei geht. Und etwas Beklemmendes wohnt zugleich dem Buche hier und da inne; die Gedanken zeigen in der Struktur zuweilen sozusagen etwas von dem hochgespannten Druck, mit dem die Geistesmaschine dieses Autors arbeitete. Man glaubt zuweilen das Knarren des heißgelaufenen Räderwerkes zu vernehmen. Das Buch selbst? Der Leser wird mit starker Kost bewirtet, wie schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis ahnen läßt, aber diese Kost bietet stets nur ein Autor, dessen differenzierter Geschmack auch gewagte Kombinationen als möglich erscheinen läßt ... Es tritt hier ein Fall ein, wo man bedauert, daß epigrammatische und dramatische Begabung nicht einander decken. Karl Kraus wäre sonst (nach einer letzten Läuterung vielleicht noch) wohl der Mann, der uns die noch immer fehlende Komödie unserer Zeit schreiben könnte.

1 Schocken der Philister

2 Kritik um jeden Preis

Ähnlich gut meint es die '*Freisinnige Zeitung*' in Berlin, nur mit der beruhigenden Versicherung, daß sie »die Weltanschauung des Verfassers nicht teilt«.

Unter dem Titel »Ein Buch der Sprüche« veröffentlicht Karl *Bleibtreu* einen längeren Aufsatz in der '*Münchener Allgemeinen Zeitung*'. Den größeren Teil dieser Besprechung bilden die zahlreichen gutgewählten Zitate aus dem Werk, deren Glossierung indes manchen Hinweis enthält, der über die bloß lobenden Anmerkungen hinausgeht: »In der Auslegung des Weibes als Hetäre steckt eine verkappte Mystik.« Oder: »Die Verdammung der Oper und Ehrenrettung der Operette klingt barock, doch liegt ein tiefer Sinn in diesem nicht kindischen Spiele.« Die Einleitung des Essays lautet:

Seit Larochefoucauld seine berühmten Maximen aufsticht, erfreut sich dies pikante Dessert im Gastmahl der Literatur einer gewissen Beliebtheit bei geistigen Gourmets. Schriftsteller mit epigrammatischer Neigung wie Renan, Stendhal, Taine streuen Aphorismen in ihre Werke ein, unser alter Lichtenberg stellte seine Spruchweisheit auch nicht unter den Scheffel, und neuerdings übte Nietzsche mit Kunst und Kraft diese Sprachweisheit, vieles in wenige Zeilen zusammenzupassen. Soeben legt uns der bekannte Wiener Stilist Karl Kraus eine solche Gabe vor, deren sehr verschiedenartige Blüten er zu einem Strauß unter dem Titel »Sprüche und Widersprüche« zusammenbindet. Wie Nietzsche, der als Pole sich ohnehin zum Französischen hingezogen fühlte, hat Kraus, als Wiener natürlich deutscher Schwerfälligkeit abgewandt, von den Franzosen gelernt, wie man den Esprit schleift, bis die Bonmots diamantenhell funkeln. Er handhabt sein spitziges Florett mit bewährter Fechtmeister—Positur und läßt die Klinge in der Sonne blitzen, kokette Blutströpfchen daran klebend, wo sein Stich etwas tief ins faule Fleisch der Vorurteile traf und heimliche Wunden öffnete. Ja, er sticht nach französischer Fechterschule, der ehrliche germanische Hieb verlangt eine andere Muskulatur, aber reißt heilbarere Schmissee als der zarte, scharfe Florettstoß, der immer edlere Teile verletzt. Manchmal sollen solche Klingen gar Blutvergiftung erzeugen, und wir möchten keinem Unerfahrenen, der sich nicht selber eine Siegfriedshaut angeärgert hat und mit genügender Bandage auf die geistige Mensur geht, ein Renkonter mit diesem renommierten Raufer anraten. Kraus fordert sämtliche heiligsten Güter der Menschheit vor seine ruchlose Ironie; er fordert sein Jahrhundert in die Schranken, Arm in Arm mit Nietzsche, Weininger und Wedekind, er fordert den großen Moloch der Dummheit auf Feder und Tinte — eine Feder, deren Spitze auch durch festgefügte Rüstungen dringt, eine Tinte, die garschtig fleckt und manchen Götzen besudelt mit dauerhaften, haltbaren Brandmalen. Manchmal prahlt er ein bißchen: So lag ich und so führt' ich meine Klinge! Aber im ganzen ist der Ehre Genüge geschehen, er hat die Beleidigungen seiner zarthäutigen Psyche durch des Lebens anrempelnde Roheit mit Blut abgewaschen, dem Herzblut seiner selbsterlebten Sprüche ...

In der '*Gegenwart*' (38. Jahrgang, Nr. 19), die in Berlin erscheint, ist der folgende Essay von Otto Stoessl enthalten:

Karl Kraus ist Satiriker. Aus dieser schöpferischen Art, auf die Dinge zu antworten — denn alle Kunst ist Antwort, während alle Wissenschaft nur Frage bleibt —, aus dieser eigentümlichen, in

der Verneinung fruchtbaren Beschaffenheit des Gemütes und Verstandes gerät manche besondere Gestaltungsform. Indes der Dichter sonst in konkreter Darstellung die Erscheinungen versammelt und irgend das Ganze der Welt umfaßt, ist der satirischen Betrachtung eine Zuspitzung und Vereinzeln, eine willkürliche Auswahl und das Auskosten des Augenblickseindrucks eigen. Sie pickt gleichsam hurtig die Körnlein auf. Die Satire ist nicht auf Allseitigkeit, sondern voll Trutz und Genügen gerade auf Einseitigkeit, nicht auf die Harmonie der Gesamtanschauung, sondern auf jede lebhaft Dissonanz und auf das schlechthin Singuläre bedacht. Hierin ist sie einigermassen mit dem lyrischen Gemütszustande verwandt, der ja auch aus der Besonderheit des ergriffenen Gefühls die Nötigung seiner Aussage herleitet. Aber der Lyriker sagt mit dem besondersten Ausdrucke gerade das Allgemeinste und Typische aufs intensivste aus, während der Satiriker das Besondere und Vereinzelte auf eine subjektiv abschließende, scheinbar typische Formel bringt. Er antwortet auf den Reiz nicht lyrisch—gehorsam, sondern antithetisch abwehrend. Es ist der Charakter der Satire, gegen jeden äußeren Eindruck den Stachelpanzer des Widerspruches zu kehren und dem Anreiz der Welt sich nicht sowohl hinzugeben, als ihn in der Abwehr zu genießen. Die Persönlichkeit versteht sich gewissermaßen, um ihre Funken zu geben, und sie versteht die Dinge, um ihnen Funken zu ent schlagen. Hierbei verschiebt sie allerdings die Wertverhältnisse, was am meisten zum Mißverständnis und zur falschen Beurteilung der Satire verleitet. Doch sind ja die Werte niemals absolute, sondern nur geltende, und weshalb dürfte der Sprachkunst verübelt werden, was an der Griffelkunst, an der Karikatur solches Wohlgefallen erregt: die Verkleinerung des Übergroßen, die Vergrößerung des Kleinen zum Riesenschrecknis, macht doch jeder Künstler von dem Vorrecht des Menschen, das Maß aller Dinge zu sein, den ausgiebigsten Gebrauch.

In der schlechthin gestaltenden Dichtung wird man vorzüglich bei der Novelle den satirischen Ursprung in dem eigentümlichen Zuspitzen, Aus— und Umdeuten, Entwerten oder Überwerten des Problematischen erkennen. In der rein geistigen, abstrakt kondensierenden Sprachschöpfung aber stellt sich die Satire so recht in ihrem Elemente dar. Man hüte sich, ihre Geistigkeit philosophisch und irgendwie absolut zu nehmen; denn sie hegt nicht so sehr Liebe zur Weisheit und Erkenntnis, als zur Welt, zum Worte, zu sich selbst. Und dies ist der Sinn aller Kunst, über den weiten Weg der Welt zu sich selbst zu finden. In der höchsten Kristallisierungsform solcher Anschauung und Aussage wird durch einen Vorgang außerordentlicher Verdichtung und Vergeistigung aus der Satire — der Aphorismus. Hier ist etwa an Lichtenberg zu erinnern. Auch die großen französischen Enthymematiker sind im Grunde Satiriker. So gibt Montaigne der ursprünglich satirischen Skepsis bei alter Spontaneität durch die beharrliche Breite der Aussage eine epische Erhöhung ins Monumentale. Und im Erzählerhumor steckt allenthalben eine gestaltend aufgerundete Satire.

Kommen wir nun auf diese Eigentümlichkeit auch der Aphorismen des Karl Kraus, von denen hier die Rede ist, satirisch—widersetzlich auf den äußeren Anreiz zu antworten, so finden wir, daß die-

sem Künstler der Sprache, dem »Diener am Wort« gerade die Sprache selbst den Anlaß zur Antwort gibt. Die Gegenstände der Anschauung: Mann und Weib, Moral, Christentum, Mensch und Nebenmensch, Dummheit, Demokratie, Intellektualismus, Bücher, Lesen, Bildung, Länder und Leute etc. stellen insgesamt nur ein Medium dar, durch welches die Sprache recht als deren eigentliches Licht zum Betrachter dringt und dessen er wieder durch die Sprache inne wird und sich entäußert. Um es mit seinen Worten zu sagen: er schafft nicht *mit*, sondern *aus* der Sprache.

Das Ausdemstegreifenden und —Reden, die poetische Art, den Einfall zu pflücken und von dem Baum der Sprache zu schütteln, macht die Äußerungen der Skepsis selbst bei ihrer bitteren Widersetzlichkeit so liebenswürdig. Welch anmutiges Schauspiel, gerade bei Karl Kraus zu beobachten, wie der satirische Humor die Sprache gleichsam aus sich selbst hervorlockt, sie anfeuert, aus alten Worten neues Zeugnis abzulegen und aus einfach gewohnten Verbindungen unerwartet vielfältigen Inhalt auszuschütten! So faßt er etwa das Tempus eines Zeitworts aufs Korn, und eine neue Einsicht tritt aus der willkürlichen Abwandlung hervor; »Es ist nicht wahr, daß man ohne eine Frau nicht leben kann. Man kann bloß ohne eine Frau nicht gelebt haben.« Der Wortwitz wird ein künstlerisches Ausdrucksmittel, der Kalauer ein Erlebnis und Abenteuer, wenn er zum Beispiele die Banalität der sogenannten »Verworfenen« als »Freudenhausbackenheit« bezeichnet oder einen Satz ausformt, wie ihn nur Nestroy vermocht hätte: »Der verfluchte Kerl, rief sie, hat mich in geseignete Umstände gebracht« oder »Wie souverän doch ein Dummkopf die Zeit behandelt! Er vertreibt sie oder schlägt sie tot. Und sie läßt sich das gefallen. Denn man hat noch nie gehört, daß die Zeit einen Dummkopf vertrieben oder totgeschlagen hat.«

Was nun die Wahrheit oder Gültigkeit der Widersprüche betrifft, so muß man sich ihren durchaus künstlerischen, das heißt willkürlichen, höchst persönlichen Ursprung vergegenwärtigen, wenn zuweilen der Widerspruch zum Widerspruch reizt. »Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß gleichsam mit einem Satz über sie hinauskommen.« Gelegentlich betont Kraus denn auch den Unterschied zwischen der Vereinzelung und Launenhaftigkeit des Denkens und der gangbaren Geselligkeit der »Meinung«. Das Erlebnis, das Lustgefühl des erkennenden Augenblicks, der Genuß des Ausdrucks selbst bestimmen dessen Wert, wie denn der Name »Aphorismus« schon die Einschränkung und willkürliche Abgrenzung kennzeichnet.

Dies ist auch ein Grund, weshalb hier nur von der Form, nicht vom geistigen Gesamtbilde dieser Aphorismen gesprochen wird. Denn in ihrer improvisierten Mannigfaltigkeit liegt ihre Bedeutung, die man durch ein immer unzulängliches Zusammenfassen weder vergegenwärtigen, noch vorwegnehmen kann oder mag.

Das Sprichwort, welches gleichsam das typische Volkserkennen ausdrückt, wie das Volkslied das typische Volksempfinden, beruht auf einer großartigen Verallgemeinerung der Erfahrung, der Aphorismus auf einer ebenso eigenmächtigen Vereinzelung, wie wenn Kraus zum Beispiel einmal ein Sprichwort umkehrt: »Wer andern keine Grube gräbt, fällt selbst hinein.« Der Satiriker und

Skeptiker, beide dasselbe ich, das sich aus der satirischen Hitze in die skeptische Schattenkühle gerettet, bezeugen immer die andere Wahrheit, den Gegensinn, das Gegenwort. Auf der verhängnisvollen Widersetzlichkeit gegen alle Meinungs— und Wahrheitskonvention beruht ihr Pathos. Der Skeptiker spart im Widerspruch alle ursprünglichen Elemente, er wittert die Formen aus den Formeln und lockt wie mit einer Wünschelrute aus dem dichten sozialen Gefüge Freiheit und Willkür, Haß und Sehnsucht und alle Beweglichkeit der Laune hervor.

Solcher Laut von Hohn und Leid, Einsamkeit und glühender Empfindungsweisheit, von Wortwollust und Sinnfülle, eine höchst musikalische Verstimmung klingt aus den Aphorismen von Karl Kraus.

Unsere Literatur ist gerade an Leistungen dieser Gattung nicht eben reich. Lichtenberg meistert diese Form, aber er zieht den weitwendigeren Aufsatz vor. Nietzsche verwendet sie in häufigem dionysischem Pathos zur Lyrik umgedeutet, doch nur als Glied zum Baue monumentaler geistiger Einheiten. Um seiner selbst willen haben nur die Romanen oder vielmehr nur die Franzosen diesen sublimen Ausdruck eigenwilliger Erfahrung geliebt, dem ihre Sprache selbst zärtlich entgegenzukommen scheint, die Sinnliches mit solcher Einfachheit zu vergeistigen weiß.

Die Aphorismen von Karl Kraus vermehren unseren künstlerischen Besitz, ein höchst persönliches Vermögen fließt dem angestammten Reichtum zu. Seine Sätze und blitzenden Gedankenverbindungen, seine Wortschicksale haben die sehnige Kraft, das starke Auge, den tigerhaften Anspruch des echten aphoristischen Ausdrucks, die bündige Entschlossenheit, alles mit einem Worte abzumachen, die tollkühne Einbildung und Eitelkeit, dies auch zu können, kurz den weisen Leichtsinn, der dieser satirischen Gattung eignet.

* * *

Reformen ¹

Auf allen Lebensgebieten macht sich das unabweisliche Bedürfnis nach Reformen geltend. Die vollste Zufriedenheit mit dem Bestehenden läßt dennoch eine Sehnsucht unerfüllt: den Drang nach einer Reform. Was nützt es, daß man sich auf dem Faulbett der alten Lebensweise streckt, als könnte kein Weckruf einer neuen Zeit das Behagen stören — eines Tages gefällt uns das Muster der Decke nicht und wir verlangen eine Reform. Es gibt keine Tugend, die nicht einer Reform zugänglich wäre; kein Laster, das nicht durch seine ausgesprochene Reformfähigkeit auch den Widersacher versöhnte. Im Anfang war das Nichts, aber am Ende ist die Reform, und Gott schuf die Welt, damit sie die Menschen reformierten, Himmel und Erde. Der Reformhimmel ist kahl, aber praktisch. Er ist ohne den Luxus des Mittelalters, aber mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtet, und wenn nicht die Bäckchen wären, nichts würde daran erinnern, daß die Bezugsquelle der hier vorrätigen Dinge die Ewigkeit ist. Aber hier hat der reformwillige Geist des Menschen sein Werk getan, und der erfinderischsten Phantasie wird es nicht gelingen, die Nüchternheit des höheren Lebens auszugestalten. Unermeßlichen Spielraum bietet ihr dafür

¹ Aus dem 'Simplicissimus'.

die irdische Welt. Und gerade weil der Drang nach geistiger Einkehr so bald reformiert war, darum stellen Wirtshäuser, Kunststätten und all die Bedürfnisanstalten, die der Mensch braucht, um schon hienieden glücklich zu sein, dem Geist der Neuerung an jedem Tage neue Aufgaben. Der Himmel ist parzelliert und an träge Pächter vergeben, und es berührt beinahe schmerzlich, zu sehen, wie der liebe Gott im Ausgedinge der Entwicklung sitzt. Aber auf Erden hat die Reform keine Grenzen; die Seele ist in einem Weltwarenhause feil und der Teufel macht seinen Gelegenheitskauf.

... Im Halbschlaf aber, wenn wunderliche Gesichte uns in ein Leben entrücken, dessen Willkürlichkeit keine Reformen zuläßt, erlösen wir uns von dem Fluch des betriebsamen Tages. Weh dem, den der Alp des wachen Erlebens noch bis dorthin verfolgt! Weh, wer die Spur irdischer Eindrücke in seinen Traum hinübernimmt! Ich sehe jene schreckhaften Gestalten, die mit Fingern auf uns zeigen, wenn wir einschlafen, auf der Straße, und die Menschen, die auf der Straße mit Fingern auf mich zeigen, umstehen mein Bett. Ich kann diese und jene nicht mehr unterscheiden. Und es ist allerorten ein Geräusch der Banalität, und die große Fliege summt in meinem Zimmer ...

Was fängt die Dummheit mit einer Reform an? Wozu dient ihr die Vereinfachung des Lebens? Wenn sie sich der malerischen Hindernisse begibt, wird sie am Ziel vor Langeweile sterben. Darum denke ich mir die Entwicklung so: Es gibt Rasierapparate, die es dem Menschen ermöglichen, ein glattes Gesicht zu bekommen, ohne daß es von fremder Hand betastet wird. Aber dabei geht der Mensch der geistigen Anregung verlustig, die ihm bis zur Einführung des Apparats der Raseur geboten hat. Die meisten Menschen fühlen sich seit dem Ankauf jener Maschine aufs Trockene gesetzt. Sie erzählen keine Anekdoten mehr, sie äußern keine politische Ansicht, sie wissen nicht, ob schönes Wetter ist, sie erfahren nicht, daß der Doktor Meier, der dicke Herr, der sich immer den Kopf waschen läßt, geheiratet hat, kurzum, sie stehen vor dem Spiegel, setzen den Apparat an und haben das Gefühl einer inneren Leere. Sie gehen ein. Wie anders war es ehemals, als noch die individuelle Methode des Rasierens auch für geistige Abwechslung sorgte! Welch ein Anblick wurde mir, wenn ich einen Friseurladen betrat! Da beugte sich ein den besseren Ständen angehöriger Herr über die Waschschüssel, schnob und pustete vor nassem Behagen und hatte doch noch die Geistesgegenwart, die Worte hervorzubringen: »Einen Bismarck braucheten wir halt!« Der Friseurgehilfe, an den diese Worte gerichtet waren, stimmte zu und begann von den Gewohnheiten eines österreichischen Ministers, den zu bedienen er die Ehre hatte, zu erzählen. »Was S' nicht sagen! Mit Pomade?« versetzte der verblüffte Gast, und so gab ein Wort das andere, die Friseurstube war erfüllt von den Keimen geistiger Befruchtung, und ein einmütiges Lachen von vier Stühlen zeigte, daß der Humor es war, der die Brücke schlug zwischen den Klassengegensätzen. Die Maschine hat mit diesem Glück aufgeräumt und mancher gähnt jetzt vor einem Spiegel, in dem er nichts sieht als sein eigenes Gesicht. Denn die Reform ist auf halbem Wege stehengeblieben. Nichts aber ist der Vervollkommnung so zugänglich wie ein Rasierapparat. Warum sollte man zögern, ihn mit jener letzten Bequemlichkeit auszustatten, die er dem Menschen heute noch vorenthält? Ein Rasierapparat, der nicht zugleich eine Spretilmaschine ist, taugt nichts. Ein Druck sollte genügen, damit man alles das wieder höre, was man lange genug entbehrt hat: »Der Winter nimmt heuer kein Ende!« »Jeder hat sein Kreuz!« »Haben Herr Doktor schon gehört, was der serbische Kronprinz wieder gemacht hat?« »Ich kenn' kein Antisemitismus, mir sind alle Kunden gleich, aber auf'n Lueger lass' i nix kommen!« Und die unentbehrlichen Bemerkungen fachlicher Art. Man kann sich ja auch mit ei-

nem Rasierapparat in die Wange schneiden. Da sagt er sofort: »Nur ausg'sprengt, Herr von Kohn!« »Nur a Haar!, Herr von Swoboda!« Und zu Beginn der Prozedur würde er sagen: »Herr Doktor kommen gleich dran — !« Und am Ende müßte er ganz laut den Namen des Rasierten rufen, damit dieser ihn nur ja nicht vergißt, und müßte ihm eine ganze Ladung von »Mein Kompliment«, »Habe die Ehre«, »Untertänigster Diener«, »Gut'n Abend«, »Empfehl' mich«, »Beehren uns bald wieder!« nachsenden ... Aber er schweigt.

In Berlin werden Reformglücksehen geschlossen, und der Vegetarismus in Kunst und Liebe hat die Reformbühne und das Reformkleid durchgesetzt. Die Devise eines vereinfachten Lebens lautet: Ein Griff — ein Bett! Aber es wird notwendig sein, durch entsprechende Reformen dafür zu sorgen, daß der erneuerten Außenseite der alte Gefühlsinhalt nicht verloren gehe. Ein Automat kann Tränen vergießen, aber was nützt es, wenn er keine Schmerzen spürt? Die Menschheit ahnt, daß der Reformeifer vor einem Hindernis angelangt ist, über das er nicht hinweg kann. Die Reformen entsprangen Bedürfnissen, aber sie haben auch Bedürfnisse geweckt, die nicht befriedigt werden können. Darum kündigt sich da und dort schon eine Reform nach rückwärts an. Das Überflüssige wird schmerzlich vermißt, und da es nicht maschinell erzeugt werden kann, wird es auf natürlichem Wege gesucht. Die wichtigste Neuerung, die die moderne Zeit im irdischen Leben angebahnt hat, war eine Reform an Haupt und Gliedern. Die Männer nahmen sich den Bart und die Weiber den Busen. Man hatte den aufdringlich malerischen Charakter der Geschlechtsmerkmale erkannt und sie abgeschafft. Was war die Folge? Die Weiber vermißten die Bärte und die Männer die Busen. Zwei Nachrichten verraten nun, daß ein Rückschlag für die nächste Zeit zu erwarten ist. Bezeichnenderweise ist es die Politik, die ihn befürwortet. Die Wiedereinführung der Bärte ist zur demokratischen Forderung erhoben worden, und die Wiedereinführung der Busen zur Parole der Anarchie. Das klingt unglaublich, aber die beiden Nachrichten sind authentisch. Aus Paris wird gemeldet, daß die gesamte Dienerschaft des Elyséepalastes mit dem Streik drohe, wenn ihr nicht das Menschenrecht zuerkannt würde, nach Belieben Schnurr—, Backen— und Vollbärte zu tragen. Der Majordomus überreichte dem Präsidenten der Republik eine Petition, die von allen Kammerdienern, Türstehern, Lakaien, Köchen, Kutschern und Stallpagen unterschrieben und in der gesagt war, daß »in einer Demokratie, welche von den Söhnen der Revolution begründet wurde, niemand das Recht habe, seinem Mitmenschen ein Merkmal der Knechtschaft aufzudrücken«. Der Präsident sei, so heißt es, in größter Verlegenheit. Im Konflikt zwischen dem Hausgesetz, nach welchem »jeder Dienende die Oberlippe rasiert zu tragen hat«, und den Menschenrechten, die eine Guillotine für Bärte nicht kennen, ist die Entscheidung nicht zweifelhaft. Denn die Dienerschaft hat sich an den Arbeitsminister gewendet, nicht nur im Vertrauen auf seine demokratische Überzeugung, sondern auch im Hinblick auf seinen Vollbart ... Während aber der Präsident noch zögert, ist in der Schweiz eine verdächtige Frauensperson angehalten worden, die durch einen vorschriftswidrigen Busen das Bedenken der Behörden erregt hatte. Und richtig, der Griff eines Polizisten genügte, um zu entdecken, daß der Busen mit Dynamit gefüllt war! Man sieht, die Frauenbewegung, die erkannt hat, daß die Allesgleichmacherei nicht genüge, um dem weiblichen Geschlecht zu politischer Anerkennung zu verhelfen, versucht jetzt das andere Extrem. Aber sie hüte sich vor Übertreibungen! Sonst verfehlt sie ihr Ziel, eine Gesellschaftsordnung, die den Weibern statt des Stimmrechts Umarmungen gewähren will, in die Luft zu sprengen.

Karl Kraus



Glossen

Die Königin von Holland hat die Korrespondenten der täglich zweimal erscheinenden Wochenblätter diesmal nicht enttäuscht. In anderen Staaten hätte man Vertreter der Presse ohnedies nicht so lange antichambrieren lassen und sich ein wenig gesputet. Aber ein Lieblingswunsch der Journalistik ist erfüllt und es wäre undankbar, wenn sie der an dem Ereignis immerhin beteiligten Königin von Holland heute einen Vorwurf daraus machen wollte, daß es für das Abendblatt geschah. Schließlich wäre ja die Presse auch bei einer Erwartung auf ihre Kosten gekommen, der überhaupt keine Erfüllung auf dem Fuße folgt. Für die journalistische Psyche ist es aber bezeichnend, daß sie zuerst Ansprüche stellt und sich hinterdrein darüber lustig macht. Jene erfahrenste Hebamme Europas, die überall ihre Hand im Spiele hat, die beste Abtreiberin an der geistigen Entwicklung, die 'Neue Freie Presse', läßt sich von Herrn Paul Lindau vorjammern, wie toll es zugegangen sei.

»Gottlob, daß es nun mit den unaufhörlichen Bulletins aus der Wochenstube im Haag aufhören wird! Es war wirklich unerträglich geworden, unerträglich bis zum Ekelregen ... Aus aller Herren Ländern sind die Spezialberichterstatter da zusammengelaufen, haben Ohren und Bleistift gespitzt, um jeden erhofften Klagelaut, der durch eine Türspalte aus dem geheimen Gemache der jungen Königin etwa dringen mochte, zu erlauschen, um jeden Schritt, den sie tat, in symptomatischer Deutung zu beschreiben und sofort durch Telegraph und Telephon und alle Teufelskünste des modernen Journalismus in die Welt hinaus zu posaunen.«

Und das muß sich die 'Neue Freie Presse', die ihre Spezialisten mit scharfer Ordre nach den Niederkunftlanden geschickt hatte, in ihrem eigenen Hause sagen lassen! Kein Blatt hat es ärger getrieben und keines wäre imstande, mit so vollendeter Schamlosigkeit das System zu verleugnen und so zu tun, als ob es nicht wüßte, wie die Königskinder auf die Welt kommen. »Jedes größere Blatt«, sagt Herr Lindau, »schien es als seine Aufgabe und seine Pflicht den Lesern gegenüber zu betrachten, seinen eigenen Wochenstubenkorrespondenten zu halten.« Ist vielleicht nur jedes Blatt gemeint, das größer ist als die 'Neue Freie Presse'? »Die öffentlichen Organe, vor denen ich als alter Zeitungsmann einen durch die Jahre selbstverständlich nur erstarkten Respekt besitze«, sagt Herr Lindau, »haben es denn auch richtig dahin gebracht, daß sich das Interesse der eifrigen Leser gleichermaßen auf die Abdankung des Sultans, das Giraffenbaby im Zoologischen Garten und die bevorstehende Niederkunft der jungen Königin verteilte.« Wenn der Respekt des Herrn Lindau vor der Presse, der er die größten Roheitsverbrechen des Geistes nachsagt, durch die Jahre gewachsen ist, dann ist es klar, daß ich ihr mit meiner Respektlosigkeit, die durch die Jahre nicht geringer wurde, unrecht tue. Ich ziehe sie zurück und übertrage sie auf Herrn Lindau.

* * *

Die Zeitungen melden.

Eine in den letzten Tagen erflossene gewerberechtlich sehr wichtige Entscheidung spricht den Grundsatz aus, daß das Privatleben der weiblichen Handelsangestellten nicht als Entlassungsgrund herangezogen werden kann. Eine als »Geschäftsleiterin« angestellt gewesene junge Dame klagt ihren Chef auf Zahlung des Gehaltes für die nicht eingehaltene Kündigungsfrist und auf Rückzahlung der von ihr geleisteten Kautions von 800 Kronen. Der Beklagte führte als Entlassungsgrund den »unmoralischen Lebenswandel« seiner Angestellten an. Er habe in Erfahrung gebracht, daß nicht ihr Stiefbruder, wie das Fräulein ihm mitgeteilt hatte, sondern ihr Bräutigam ihr geholfen hatte, die Kautions zu stellen. Sie wohne mit ihrem Verlobten zusammen und gebe sich als seine Wirtschaftlerin aus. Wenn er diese Verhältnisse früher gekannt hätte, würde er das Fräulein nie angestellt haben, Als er diese Tatsachen erfuhr, habe er sich zur sofortigen Entlassung berechtigt geglaubt, denn er könne als Chef ein solches unmoralisches Leben nicht dulden. Er weigerte sich, die Kautions herauszugeben, weil sie in einem Wechsel angelegt sei, der erst am 1. August dieses Jahres fällig werde. Dem Klagebegehren wurde jedoch Folge gegeben und in der Begründung die Ansicht ausgesprochen, daß ein Chef nicht in das Privatleben seiner Angestellten hineinleuchten dürfe, um etwa dort vorhandene Mängel als Entlassungsgrund auszunutzen. Eine Schädigung des Geschäftsinteresses durch das angeblich unmoralische Leben der Klägerin hielt das Gericht nicht für vorliegend. Der Klägerin wurden im Urteil zwei Monate Restgehalt und die Auszahlung der Kautions gegen Austausch des Wechsels zugesprochen. Der Wechsel sei unter der selbstverständlichen Voraussetzung gegeben, daß das Dienstverhältnis nicht vor dem Fälligkeitstermin gelöst werden würde. Deshalb sei die Kautions nach der Entlassung sofort zurückzuzahlen. ,

Diese Entscheidung wird das Kraut einer moralvegetarischen Welt nicht fett machen; sie stärkt bloß den Glauben an die Erziehungsfähigkeit von ein paar Gerichtssekretären. Die Landesgerichtsräte sind anders. Und ganz anders sind die Zeitungen, die zwar als festgestellt hinnehmen, »das Privatleben der weiblichen Handelsangestellten« sei »kein Entlassungsgrund«, aber deren Feingefühl auch den Chef schützt. Es mag Überwindung gekostet haben, den Namen des Mädchens nicht zu nennen. Aber man hätte dann eben auch den Kerl nennen müssen, der sich vermißt, Kautions für die Moral zu übernehmen und der Unmoral die Kautions vorzuenthalten.

* * *

Der als Zeuge in Erpresserprozessen bekannte Herr Stukart, dem es neuestens die Wucherer hoch anrechnen, daß er einem der ihren keinen Steckbrief nachgesendet hat, ist durch einen glücklichen Zufall auch lieb Kind bei der Berliner Presse geworden. Er hatte in Berlin im Mordprozeß Henckel zu tun und nahm sofort die Gelegenheit wahr, die dortigen polizeilichen und journalistischen Verhältnisse zu studieren. Das Resultat dieser Studien ist die Absicht, »die Einrichtung der Polizeihunde auch in Wien einzuführen«. Diese Absicht verriet Herr Stukart dem Mitarbeiter eines Berliner Blattes, dem er versicherte, daß er von den Einrichtungen der dortigen Polizei »geradezu überwältigt« sei. Da die Wiener Wucherer nicht so leicht zu überwältigen sind, wie

die Wiener Polizeiräte, so bleibt abzuwarten, ob uns die Berliner Erfahrungen des Herrn Stukart etwas nützen werden. Er hat in Berlin überhaupt nur eines vermißt: die Hausmeister. »Die Parteien und die Zimmerherren können tun, was sie wollen, ohne daß es auch nur die geringste Kontrolle gibt.« Das ist nur zu wahr. Diese Sorten von Individualitäten, die vor jedermanns Tür kehren, aber die Treppen versauen lassen, kennt man in Berlin nicht, wo die Leute bei Tag ohne Leumund und bei Nacht ohne Sperrsechserl leben. In Wien aber sieht man es jedem Menschen sofort an, ob er Partei oder Zimmerherr ist, jeder Schritt, den man tut, wird bewacht und wenn man nicht zwischen seinen vier Wänden wuchern dürfte, es gäbe überhaupt kein Privatvergnügen, das der behördlichen Kenntnis entzogen bliebe. Daß den Hausmeistern eine Einschränkung des Geschlechtsverkehrs zu verdanken ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Statistik der Morde bleibt von ihrer Wachsamkeit unberührt, und so oft einer in Wien geschieht, will es noch das Unglück, daß der Mörder in Berlin verhaftet wird. Wenn Herr Stukart dem Berliner Interviewer versichert, der Kriminalkommissar Hoppe sei »ein überaus zuvorkommender Mann«, so klingt ein bitterer Ton in dieser Anerkennung. Ob die Polizeihunde helfen werden? Ihr Bellen wird ja eine gewisse Reklame für den Chef des Sicherheitsbüros sein. Aber wenn sie — nach einem Witz des 'Simplicissimus' — nicht den Mördern zulaufen werden, so werden sie jedenfalls den Wucherern aus der Hand fressen und höchstens einmal, wenn einer von ihnen »Such's Herrl!« sagt, Herrn Stukart an die Wade fahren.

* * *

Die 'Neue Freie Presse' war jetzt durch einige Wochen der Ansicht, daß mit Sonnenthal nicht so sehr der kultivierteste Schauspieler als der Vater eines Börsensensals der deutschen Kunst verloren sei. Leben und Sterben des Künstlers waren in eine Stimmung getaucht, in der die Fortsetzung der Weimarer Tradition als eine der höchsten Aufgaben des Vereines für jüdische Alttertümer erschien und die Dioskuren Stiaßny und Stern als die Hüter jenes Ideals hervortraten, zu dem Schönheit und Wahrheit in der Kunst verschmelzen usw. Welche Infamie gegen das hochwertige Künstlertum des Toten — diese wochenlange Auslassung von humanitärem Schmalz, aus dem man seine Glanzrollen herausbacken wollte! Weil aber von den drei Ringen des Nathan der Schottenring schließlich doch der wichtigste ist, so ließ man den Kaiser bei der Audienz der Söhne Sonnenthals die teilnahmevolle Frage stellen. »Sie haben jetzt wohl sehr aufgeregte Zeiten an der Börse gehabt?«

* * *

Herr Hofrat Minor, der Mann, der die Literaturgeschichte macht und dessen Vorlesungen ich eine Abneigung gegen den »Schüller« und den Goethe verdanke, die diese wahrscheinlich gar nicht verdienen, mit einem Worte ein Germanist, schreibt in der 'Österreichischen Rundschau' den folgenden Satz:

»Ungewarnt und unvorbereitet, ein Blitz aus heiterem Himmel, so ist uns heute, im Augenblick, wo diese Blätter in den Druck gehen sollen, die Nachricht von dem Tode Sonnenthals gekommen, der während eines Gastspieles in Prag einem Schlaganfall erlegen ist. Jäher, als man bei seiner zähen, schier unverwüstlichen Lebenskraft hätte vermuten dürfen, ist der Tod an ihn herangetreten ... «

Man hätte die Blätter in den Druck gehen lassen sollen; denn wenn sie auch niemand liest, so ungewarnt und unvorbereitet darf kein Germanist einen Auf-

satz, in deutscher Sprache veröffentlichen. Es ist klar, daß er sagen will, die Nachricht vom Tode Sonnenthals sei unvorbereitet und der Blitz ungewarnt gewesen. Unverständlich ist aber, wie der Tod jäher, als man bei seiner zähen und schier unverwüchtlichen Lebenskraft vermuten durfte, an einen Menschen herantreten kann. Warum zerstört Herr Minor den feinen Gedanken, den er offenbar gestalten will: daß der Tod eine unverwüchtliche Lebenskraft hat? Aber so sind die Germanisten. Es ist das erstemal, daß einer einen Gedanken hat, und da läßt er ihn nicht aufkommen.

* * *

Zwischen Herrn Maximilian Harden, der soeben nach Wien gekommen ist, um das deutsch—österreichische Bündnis zu festigen, und dem Berliner Vertreter des 'Neuen Wiener Journals' hatte eine Entrevue stattgefunden:

»Dann wandte sich unser Gespräch anderen Dingen zu. Wir unterhielten uns über Berliner und Wiener Zeitungsverhältnisse und über die Entwicklung unseres Blattes im besondern. Leider verbietet es mir meine Bescheidenheit, mitzuteilen, wie Harden sich über das 'Neue Wiener Journal' äußerte, das er sehr genau kennt. Es könnte wie Reklamesucht aussehen.«

Ja, ja, da mögen Worte gefallen sein, die beiden Teilen zur Ehre gereichen.

* * *

»Ich entsinne mich eines philosophischen Essays, in dem der Verfasser die großen Geister in 'Sucher' und 'Priester' einteilt«, so schreibt Herr Seligmann in der 'Neuen Freien Presse'. Es ist nicht notwendig, daß sich Herr Seligmann eines Essays entsinnt, der in der 'Fackel' veröffentlicht war. Wenn ihm aber schon das Malheur passierte, so hätte er wenigstens die Anständigkeit haben sollen, den Autor des Essays, Otto Weininger, zu nennen. Daß die Schmarotzer am Erbe Weiningers sich im Literaturteil der 'Neuen Freien Presse' breitmachen dürfen, ist arg genug. Da man sich aber dort auch um den Namen eines Toten herumdrückt, wenn sein Werk ausnahmsweise genannt wird, so ist eine neue Einteilung der Geister ermöglicht. »Sucher und Priester« will Herr Seligmann durch »Erneuerer und Bewahrer« ersetzt wissen. Ich schlage »Diebe und Hehler« vor.

* * *

Im Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften sind nun für alle Zeiten die Stimmen unserer bedeutendsten Persönlichkeiten verewigt. Jede hat sich selbst ihr Denkmal gesprochen und den Motivenbericht dazu. Da ist zum Beispiel der Minister a. D. Gustav Marchet. Wird es nicht unsere Urenkel im Tiefsten erschüttern, wenn sie wie einen Klang aus der Ewigkeit die Stimme hören, die da spricht:

»Während meiner Tätigkeit im öffentlichen Leben, insbesondere seit meiner im Jahre 1891 erfolgten Wahl ins Abgeordnetenhaus des Reichsrates, waren es besonders drei Angelegenheiten, denen ich einen großen Teil meiner Arbeitskraft widmete. Zunächst wurde ich durch die Notlage, in welche das Auftreten der Reblaus eine bedeutende Gruppe meiner Wählerschaft versetzt hat ... «

Hier beginnt der Apparat ein wenig zu kreischen und man hört nur mehr die Worte: »Sie bilden im Verein mit dem ebenfalls durch mich bis zur Gesetzes-

werdung geführten Antrage auf Erlassung eines Kunstweingesetzes die Grundlage ... Während letztere ... wurde erstere, für welche zunächst der nachmalige Handelsminister Forscht ... « Forscht ... Forscht ... der Apparat kreischt wieder, und um die weihevollen Stimmung nicht zu gefährden, wird eine andere Walze eingelegt, nachdem den Aufhorchenden noch gesagt worden ist, daß der Mann, der jene Worte gesprochen hat, österreichischer Unterrichtsminister war. Man hatte ihn nämlich bloß von der Bekämpfung der Reblaus und nicht auch von der Reform der Mittelschule sprechen gehört, die zum Schluß gekommen wäre. Eine andere Stimme macht sich vernehmlich. Und diese wird eine besondere Überraschung für die kommenden Geschlechter sein. Denn niemand geringerer als Herr Max Kalbeck ist es, der in Versen beteuert, daß er der Poesie und der Musik, »beiden für immer verbunden« sei. Ob auch beide ihm für immer verbunden sind, werden die aufhorchenden Enkel schon beiläufig wissen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Stimme dieses Künstlers seine Schöpfungen überdauert. »Himmel und Erde«, rief Herr Kalbeck in den Apparat, »sie wachsen zusammen im tönenden Wort.« Hier hat er aber leider übersehen, daß unter dem Ausdruck »zusammenwachsen« in Wien gerade das Gegenteil von einer Harmonie verstanden wird, und so wird man nach Jahrhunderten vielleicht mit den Dichtungen und Kompositionen des Herrn Kalbeck die Vorstellung von einem Unfrieden in der Natur verbinden. Wie diese es mit den Schöpfungsakten des Malers Hans Temple gehalten hat, wird man am Ende überhaupt nicht erfahren. Er sagt bloß von sich aus, er sei »entgegengesetzt dem Phonographen« seit jeher »bemüht, die bedeutendsten Landsleute seiner Zeit, die in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes leisten, der Nachwelt im Bilde zu erhalten«. Die Mühe verdient Anerkennung. Wenn die Stimme die Bilder überlebt, dann wird die Nachwelt wenigstens etwas von Herrn Temple wissen. Wenn aber, was Gott verhüten möge, die Schätze der Akademie der Wissenschaften etwa der Zerstörung durch Feindeshand anheimfallen sollten und in Wien bloß die Bilder des Herrn Temple unversehrt bleiben, dann werden wir nicht wissen, wie die bedeutendsten Landsleute seiner Zeit ausgesehen haben. Darum lasset uns alle in den Wunsch einstimmen, daß uns die Akademie der Wissenschaften erhalten bleibe, die es so gut mit der Nachwelt meint.

* * *

»Die verhafteten Erbschaftsschwindler und Urkundenfälscher Dr. Stuart Washington und James Stafford ... « schreibt die Wiener liberale Presse im Verlaufe der Begebenheiten und verschweigt die Tatsache, daß man in den Vereinigten Staaten inzwischen beschlossen hat, den ersten Präsidenten zur Vermeidung von Verwechslungen fortan Schlesinger zu nennen. Da sich aber auch die Staffords künftig Schlesinger nennen wollen, so werden Verwechslungen leider doch nicht ganz ausgeschlossen sein. Freilich kann man hoffen, daß sich die europäischen Schlesinger gegen die Usurpationen der amerikanischen Emporkömmlinge verwahren werden. Im allgemeinen bin ich indes dafür, daß man einem Manne, der Washington heißt, es ohneweiters erlaube, sich Schlesinger zu nennen, während ich das Gegenteil nur gestatten würde, wenn es sich um eine Persönlichkeit handelt, bei der jeder Verdacht ausgeschlossen ist, daß sie es auf die Taschen der Nebenmenschen abgesehen habe. Denn es ist doch evident, daß man einem Schlesinger manches zutraut, wessen man einen Washington nicht so leicht für fähig hielte. Einem Theosophen, der Löwy heißt, soll man nicht wehren, wenn er diesen Namen von sich abtun will; dagegen würde ich den Behörden zur Vorsicht raten, ehe sie Per-

sönlichkeiten, die einen ähnlichen Namen, aber einen weniger kontemplativen Beruf haben, die Namensänderung gestatten. Unbegreiflich bleibt jedenfalls, daß man jenem Schlesinger erlaubt hat, einen Namen anzunehmen, der nicht einmal durch den Anfangsbuchstaben eine Brücke zur Vergangenheit offen läßt. Die Folge davon ist, daß dieser Washington heute auch sämtliche Weinberger kompromittiert. Ob sonst in Wien ehemalige Präsidenten der Vereinigten Staaten leben, müßte jetzt untersucht werden. Viele dürften es nicht sein. Wenn man den Namen Morgenstern ruft, dreht sich kein Monroe um, durch die Jahrhundertfeier Lincolns hat sich kein Lippowitz getroffen gefühlt, Taylor deckt keinen Theumann, Fillmore keinen Feigl und Polk keinen Pollak. Garfield muß sich keines Geiringer schämen und Herr Salo Cohn heißt noch immer nicht Cleveland. Hayes und Roosevelt? Das wäre eher möglich. John Quincy Adams? Ja, den gibt's! Und wenn uns Amerika unsern Washington verzeiht, jenen wird es uns nicht verzeihen. Denn man wird zwar nie erfahren, wie er heißt, aber man weiß bereits, was er ist. Ein Modemaler!

Karl Kraus



Zur Dekade der 'Fackel'

Das Schweigen in der liberalen Runde ist gebrochen worden und so dünn die Stimme war, sie muß kopiert werden, denn sie spricht in typischer Färbung aus, wie die spießbürgerliche Intelligenz bei äußerstem Wohlwollen zehn Jahre 'Fackel' ertragen hat. In der 'Wage' schrieb ein Demokrat den folgenden Artikel:

Karl Kraus als Jubilar.

Wenn einer in diesem dunklen Lande zehn Jahre unentwegt und unerschüttert die 'Fackel' voranträgt, dann hat er wohl ein Recht, zu jubilieren, selbst dann, wenn diese Fackel mehr brennt als leuchtet. Hätte Karl Kraus sich an das Lichtbedürfnis der Menschen gewendet, dann würde er kaum mit seinen roten Heften ins zweite Jahrzehnt geschritten sein. Da er aber der Schadenfreude und Lästerversucht der Leute entgegenkam, ließen sie sich von ihm auch manche Wahrheit sagen, der sie sonst beide Ohren verschlossen hätten. Karl Kraus ist nicht der Thersites, für den ihn seine Opfer halten, und nicht der Gott, als den er sich in seinem eigenen Blatte von seinem Freunde Scheu anröcheln läßt. Aber er hat Götzen vernichtet, die in einem gewissen Gesellschaftskreise unbedingte Verehrung genossen, und das muß wenigstens für diese Kreise als eine Kulturtat bezeichnet werden. Wenn heute die Kaffeehausjünglinge und Journmädchen nicht mehr so kritiklos auf die Größe eines Moritz Benedikt, Julius Bauer oder Maximilian Harden schwören, so ist das sein Werk. Wem es nicht paßt, daß man einen Pamphletisten, allerdings vielleicht den talentvollsten Pamphletisten, den die Deutschen je hatten, als eine ernste Kulturerscheinung betrachte, der darf seinen Vorwurf nicht uns, sondern muß ihn unserer Kultur, insbesondere der Kultur gewisser verschmökterter und snobistischer Wiener Kreise machen. In diesem Sumpfterrain sinkt alles rettungslos unter, was eigene Schwere hat, nur der leichte Spottvogel schwebt über demselben und

schmettert auf die Sumpfbewohner seine Bosheiten herab. Als die römische Gesellschaft schon in vollster Selbstersetzung begriffen war, gebar sie noch einen Großen, Gewaltigen, Juvenal. Um das Maß, um welches das dekadente Wienertum kleiner ist, als selbst das verfallende Römertum, um dasselbe Maß bleibt Kraus hinter Juvenal zurück. Aber einen juvenalischen Zug wird ihm niemand absprechen, der sich durch seine Geißelhiebe nicht selbst getroffen fühlt. Er ist die literarische Selbstverneinung der Kreise, denen er durch Geburt und Umgang angehört. Wie ihr Blick, so reicht auch der seine über den Bezirk vom Café Griensteidl zur Fichtegasse und von da zum Franz—Josef—Kai nicht hinaus. In der Kritik dieser großen Welt der Kleinlichkeiten ist er wirklicher Meister. Wenn er diesen Bezirk überschreitet, versagt seine Kraft und Kunst. Das wahre und gesunde Volk kennt er ebensowenig wie die Preß— und Literaturgrößen, die er demoliert hat, es kennen. Ex ossibus ultor. Er ist der Todfeind, den sich der volks— und lebensfremde Snobismus der oberen Zehntausend selbst gezüchtet hat, ein geistreicher und rücksichtsloser Feind, dessen Bosheit fast bis zur Größe heranreicht. Möge er nur jubiliere und triumphieren. Wo er zerstört, können andere vielleicht einmal bauen. So arbeitet auch er mit am Werke der Wiedergeburt und am Kulturkampf, dessen Geschichte ihm dereinst gewiß eine dankbare Erwähnung nicht versagen wird.

Das ist schließlich mehr als von einem ehrenwerten Mann und tüchtigen Versammlungsredner zu verlangen war. Weil sein Blick über die ersten vier Jahrgänge der 'Fackel' nicht hinausreicht, so ist es natürlich, daß er sich an die Grenze seiner Kraft und Kunst gestellt fühlt. Die nämlich, wie ich mir fest einbilde, dort beginnen. Es ist ja durchaus nicht notwendig, daß der ehrenwerteste Mann und tüchtigste Versammlungsredner auch nur eine Silbe von dem versteht, was in »Sittlichkeit und Kriminalität« und gar in »Sprüche und Widersprüche« enthalten ist. Aber wenn er selbst recht hätte, so könnte er doch unmöglich sagen, daß der Blick eines »wirklichen Meisters« über den Bezirk nicht hinausreicht, dessen Leben er gestaltet. Wenn ein Meisterwerk zustande kommt, so muß wohl der Blick umso weiter, der Standpunkt umso höher sein, je kleiner der Stoff ist, und eine Ahnung solchen Verhältnisses liegt ja auch in dem Zugeständnis, das von einer »großen Welt der Kleinlichkeiten« spricht. Da behält schon der Tadel jenes Briefschreibers eher recht, den ich »in der Wahl meiner Stoffe« (wir sind nämlich in der Schneiderei des Geistes) an eine Stelle aus »Nana« erinnere: »Die schöne Kokotte wird dort mit einer glänzenden, schillernden Fliege verglichen, die sich immer nur auf Dreck setzt.« Er ahnt nicht, wie schmeichelhaft er in ein Leitmotiv meines Denkens einstimmt. Statt Zola hätte er getrost mich selbst zitieren können: »Sinnlichkeit des Weibes lebt so wenig vom Stoff wie männliche Künstlerschaft. Je lumpiger der Anlaß, desto größer die Entfaltung. Der Geist ist an kein Standesvorurteil gebunden und die Wollust hat Perspektive.« Was weiß die liberale Kritik davon! Sie erkennt einen großen Horizont nur dort an, wo Bezirksgeister mit den Plakatbegriffen der Politik operieren. Sie lobt Tendenzen und sie hebt sich das, was sie nicht versteht, für ihren Tadel auf, dessen rein mechanische Angliederung schließlich den respektablen Eindruck der »Objektivität« erzeugt. Der Effekt ist, daß der talentvollste Pamphletist, den die Deutschen je hatten, ein Werk für Journmädden verrichtet hat, daß ein Juvenal leider beachtet wird, während ein Freimaurer, der »eigene Schwere hat«, versinkt, und daß ein Autor, dessen Horizont über einen Stadtbezirk

nicht hinausreicht, von der Kulturgeschichte dereinst dankbar erwähnt werden wird. Die aparteste Zusammenstellung aber ist mein Recht, zu jubilieren und zu triumphieren, und das Unrecht, das ich begehe, indem ich mich »in meinem eigenen Blatte« von meinem Freunde Sch. anröcheln lasse. Ich hätte eben abwarten sollen, ob die 'Neue Freie Presse' den Essay veröffentlichen würde, und wenn sie es wider Erwarten nicht getan hätte, so wäre gewiß nichts dagegen einzuwenden gewesen, daß ich am Jubeltag der 'Fackel' in meinem Schlafzimmer herumhüpfe. So meinen's die Herren, wenn sie überhaupt meinen und nicht bloß reden. Dieser Freund Sch., den ich zwei Jahre lang nicht gesehen hatte, ist einer der wenigen Menschen, die es anders meinen. Ich habe ihm den Essay nicht diktiert. Er hat mich mit seiner Tat überrascht; nicht mit seiner Meinung, nicht mit ihrem Mut und Ausdruck, die auch jenen gefallen haben müssen, denen die Meinung nicht gefallen konnte. Ich bin ihm zu so tiefem Dank verpflichtet, daß die Abweisung des Verdachtes einer Kameraderie im üblen Sinne eine Selbstverständlichkeit ist. Aber ich bin auch Herrn E. V. Zenker, dem Verfasser jener Notiz in der 'Wage', herzlich dankbar. Er will mir sichtlich wohl und ist für seine Einwände nicht verantwortlich zu machen. Er ist so verständig und so gerecht, wie ein ehemaliger Redakteur der 'Neuen Freien Presse' nur sein darf.

Auch jenen Gratulanten danke ich, denen ich nicht besonders antworten konnte. Der Brief, der mir die größte Freude bereitet hat, sei hier veröffentlicht:

Wien, am 13. April 1909.

Gestatten Sie einem einfachen Arbeiter gelegentlich des Abschlusses des ersten Jahrzehnts des Erscheinens der 'Fackel' seinen aufrichtigen Dank zum Ausdruck zu bringen.

Der verstorbene Wilhelm Liebknecht schrieb einmal irgendwo ungefähr folgende Worte: »Der Mensch, der gut Deutsch kann, darf sich rühmen, daß er viel gelernt habe.« Wenn ich als simpler Proletarier, der keine »gründliche Bildung« genossen hat, von mir sagen darf, daß mich die deutsche Sprache beherrscht, dann verdanke ich dies, neben der Lektüre Liebknecht'scher Schriften, einer achtjährigen Lektüre der 'Fackel'.

Ich vermute, sehr geehrter Herr Kraus, daß neunzig von hundert 'Fackel'—Lesern Ursache haben, ihnen aus dem gleichen Grunde zu danken.

Ergebenst

W. R.

Wenn ich den vollen Namen und die Adresse des Briefschreibers bekanntgäbe, der Mann würde als Brecher des geistigen Streiks von der 'Arbeiter—Zeitung' festgenagelt werden. Was aber sagen ihre Leute zu dem Brief? Sie schwiegen schon in den Tagen, da der alte Liebknecht selbst seinen Namen in freundliche Verbindung mit der 'Fackel' gebracht hatte. Liebknecht hat, wie ich den Herren versichern kann, ihr Schweigen gewürdigt. Die 'Arbeiter—Zeitung' mag auf den bildenden Einfluß stolz sein, den ihrer Schreibweise die Fabrikanten danken, und kann im übrigen auf die entarteten Proletarier verzichten. Ihr Schweigen ist berechtigt. Wenn es ihrer Leitung aber noch einmal entgehen sollte, daß mich ein Hämling, den sie in ihre Redaktion aufgenommen hat, in Anspielungen und Anspeichelungen verunglimpft, dann werde ich ihr beweisen, wie vernünftig ihr Vorsatz war, über mich zu schweigen.

K. K.